

Philippe Pozzo di Borgo

Ziemlich beste Freunde

In Einfacher Sprache

Bearbeitung Sonja Markowski

Mit einem Nachwort der Aktion Mensch

Spaß am Lesen Verlag

INHALT

Vorwort	6
Fliegen	8
Der Absturz	10
Im Krankenhaus	12
Abdel	15
Morgens	18
Béatrice stirbt	20
Abdels Kindheit.....	21
Abdel und die Frauen	23
Abdel und die Männer	26
Verbotene Dinge.....	28
Abdel und die Kunst	31
Geblickt.....	33
Reingefallen.....	36

Frauen für mich	38
Schutzteufel	40
Abdels Geschäftsidee.....	41
Überraschung	45
Erleichterung	48
Endlich wieder fliegen.....	50
Überwintern in Marokko.....	54
Khadija	57
Geburtstag	59
Wie leben Philippe und Abdel heute?	62
Buch und Film	63
Nachwort der Aktion Mensch	64
Wörterliste	68
Wörterliste der Aktion Mensch	78

Vorwort

Dies ist die wahre Geschichte von Philippe Pozzo di Borgo. Der Franzose war ein erfolgreicher Geschäftsmann. Er liebte Geld, Erfolg und das Abenteuer.

Doch eines Tages verändert ein Unfall sein Leben. Ganz plötzlich. Mit 42 Jahren ist Philippe auf einmal kein sportlicher, junger Mann mehr. Er ist gelähmt und sitzt im Rollstuhl. Nichts kann er mehr selbst.

Philippe Pozzo di Borgo erzählt über diese schwierige Zeit in seinem Leben. Über seine Schmerzen, seine Ängste. Und darüber, wie ein ganz besonderer Mann ihm neuen Mut zum Leben gibt.

Philippe hat seine Geschichte aufgeschrieben und 2001 in Frankreich veröffentlicht. Das Buch heißt *Le second souffle*, übersetzt *Der zweite Atem*.

2010 haben die Filmemacher Olivier Nakache und Eric Toledano einen Teil dieses Buchs verfilmt. Dieser Film heißt im Original *Intouchables*. Der deutsche Titel ist *Ziemlich beste Freunde*.

Fast alles aus dem Film steht auch in Philipptes Buch und ist wirklich passiert. Manche Szenen haben sich die Filmmacher selbst ausgedacht.

In diesem Buch in Einfacher Sprache stammt das meiste aus Philipptes Buch. Einige Stücke kommen jedoch nur im Film vor.

Schwierige Wörter oder Ausdrücke sind unterstrichen. Die Erklärungen stehen in der Wörterliste ab Seite 68.

Fliegen

Ich liebe Gleitschirm-Fliegen. Das Abenteuer. Die Freiheit. Mit einem Rucksack fahre ich in die Berge. Ich halte an den schönsten Plätzen. Hunderte Flüge habe ich bereits hinter mir.

Gekonnt hebe ich den Gleitschirm hoch. An manchen Stellen drückt der Wind das Gras platt. Daran kann ich erkennen, wann und wo ich am besten losfliegen kann. Ich renne los und hebe ab.

Ich kreise. Und kreise. Und kreise weiter. Ich schreie wie ein Adler. Dann zünde ich mir eine Zigarette an. Aus meinem Kopfhörer kommt klassische Musik. Schon oft habe ich laut Opern gesungen, schwebend durch die Luft.

Ich bleibe unendlich lange oben. Höher als alle anderen Gleitschirme. Weit über den Bergen. Zwischendurch trinke ich etwas. Ich sauge am Strohhalm, der am Helm befestigt ist. Wenn ich Hunger habe, knabbere ich an einem Schokoriegel.

Ich bereite die Landung vor, beuge mich nach vorne.
Der Schirm stürzt in die Tiefe. Mit großer
Geschwindigkeit rase ich hinab. Ich fliege dreitausend
Meter hoch. Zweitausend. Tausend. Ich habe alles unter
Kontrolle.

Der Landeplatz kommt immer näher. Der Schirm öffnet
sich weiter. Sanft lande ich auf dem Boden. Wie ein
Schmetterling auf einer Blüte.

Dann kommt der Tag, an dem alles anders ist. Ich lande
ohne zu bremsen im grünen Gras. Noch weiß ich nicht,
dass sich mein Leben für immer ändern wird.

Der Absturz

Ich liege auf dem Bauch am Hang. Ich bin wohl ohnmächtig geworden.

Um mich herum sehe ich meine Freunde. Einer gräbt ein Loch in den Boden, vor meiner Nase. Ich soll besser Luft bekommen. Dann ruft er über das Funkgerät den Rettungsdienst. Er schimpft. Es läuft wohl nicht so, wie er will. Irgendetwas mit dem Hubschrauber.

Warum fragen denn alle, ob ich atmen kann? Warum hilft mir keiner hoch? Warum fasst mich niemand an? Ein Grashalm kitzelt meine Nase. Ich niese und muss lachen. Ein anderer Freund redet komisch mit mir. Wie mit einem kleinen Kind. Er zittert.

Dann merke ich, dass ich mich nicht bewegen kann. Ich werde wieder ohnmächtig.

Erst der Lärm des Hubschraubers weckt mich. Es weht ein starker Wind. Der Hubschrauber kann kaum in der Luft stillstehen. Ein Arzt und ein Feuerwehrmann springen heraus.

Ich fühle nichts.

Sie legen mich auf eine Trage. Über mir sehe ich den Himmel und den Hubschrauber.

Langsam fange ich an zu verstehen.

Ein Seil wird vom Hubschrauber heruntergeworfen.
Ich rufe meinen Freund zu mir. Er soll sofort Béatrice anrufen, meine Frau. Sie soll wissen, dass ich sie liebe. Dass sie mein Ein und Alles ist, mein Licht.
Es tut mir jetzt schon leid, dass sie weinen wird.
Genau wie unsere beiden Kinder und meine Eltern.

Dann gebe ich meinem Freund die Nummer meiner Sekretärin. Sie soll meine Termine in den nächsten Tagen absagen.

Wir fliegen los. Meine Freunde bleiben zurück.
Man setzt mir eine Sauerstoffmaske auf.

Im Krankenhaus

Wir landen auf dem Dach des Krankenhauses.

Man schiebt mich schnell durch die Gänge. Alle möglichen Leute wollen mit mir reden.

„Schluss jetzt! Es eilt!“, sagt ein Mann. Es muss der Chirurg sein. Er wird mich operieren.

„Seine Chance zu überleben ist eins zu fünf“, sagt der Chirurg zu meiner Frau und meinen Eltern.

Dann höre ich eine Weile gar nichts mehr. Ich kann nicht mehr atmen. Die Ärzte schließen mich an ein Gerät an. Es soll mir beim Atmen helfen. Sie geben mir viele Medikamente. Damit komme ich in ein künstliches Koma. Das muss sein. Denn sonst wehrt sich mein Körper gegen das Atemgerät.

Nach einem Monat weckt man mich aus dem Koma. Ganz langsam komme ich zu mir. Man erzählt mir, dass Béatrice die ganze Zeit bei mir war. Meine geliebte Frau. Sie hat mir Geschichten erzählt. Sie war einfach da. Dabei ist sie selber schon seit Jahren krank. Sie hat Krebs. Trotzdem hat sie genug Kraft, mich zu stützen.

Sie hält mich am Leben.

Doch ich darf noch lange nicht nach Hause.

Ein ganzes Jahr bleibe ich noch in Krankenhäusern und Reha-Zentren.

Der Unfall mit dem Gleitschirm hat meine Wirbelsäule beschädigt. Vom Hals abwärts bin ich gelähmt. Ich kann nur meinen Kopf bewegen. Diese Art von Lähmung nennt man Tetraplegie. Ich kann sprechen. Doch in meinen Armen und Beinen habe ich kein Gefühl. Sogar das Atmen fällt mir schwer. Denn ich spüre auch meine Brustmuskeln nicht. Ich muss lernen anders zu atmen, mit dem Zwerchfell. Das ist ziemlich schwierig.

Ich will nicht gelähmt sein. Behindert. Ich kann es noch immer nicht glauben. Manchmal denke ich, ich werde verrückt. Was hat so ein Leben noch für einen Sinn?

Eines Nachts fühle ich mich so schlecht, dass ich mich umbringen will. Doch das ist nicht so einfach für einen Gelähmten. Durch einen Schlauch bekomme ich Sauerstoff in die Lungen. Ich wackele mit dem Kopf und schaffe es tatsächlich: Der Schlauch ist raus!

Doch das Gerät fängt gleich an zu piepen. Alarm.
Die Krankenschwestern kommen. Und alles ist wieder
so, wie es war.

Nur durch Béatrice schaffe ich es irgendwie, ein wenig
Mut zu fassen. Sie ist immer für mich da. Sie hilft mir.

Ich bemühe mich wirklich. Erst liege ich nur im
Rollstuhl. Bei meinem Kinn ist eine Steuerung.
Dadurch kann ich selber bestimmen, wo ich hinfahre.
Monatelang übe ich das Sitzen. Irgendwann kann ich
meinen Kopf aufrecht halten.

Endlich darf ich wieder nach Hause.

Abdel

In meiner Villa in Paris kann ich nichts alleine.
Für alles brauche ich Hilfe: zum Anziehen, Ausziehen,
Essen und zum Zähneputzen.

Ich brauche einen Pfleger. Einen, der immer für mich
da ist. Einen, der mich hochheben kann und der
auf mich aufpasst. Béatrice ist selbst zu schwach
geworden, um mir zu helfen.

Also gebe ich eine Anzeige beim Arbeitsamt auf.
90 Bewerber melden sich. Einige lade ich zu einem
Bewerbungsgespräch ein.

Die meisten Bewerber tragen ein Sakko. Sie sehen
gepflegt aus. Ich frage sie, warum sie bei mir arbeiten
wollen. Und was sie bisher gemacht haben.

Ihre Antworten langweilen mich. Ja, manche sind sehr
erfahren. Doch keiner kann mich wirklich beeindrucken.

„Ich brauche eine Unterschrift!“ höre ich plötzlich.
Ein Mann platzt ins Zimmer. „Um zu beweisen, dass ich
mich beworben habe. Fürs Arbeitsamt. Sonst bekomme
ich kein Geld mehr vom Staat. Unterschreiben Sie jetzt
oder was!?“ Er wird immer wütender.

„Das geht jetzt nicht so einfach“, antworte ich.
„Warum nicht?“, fragt der Mann. Ihm war wohl noch nicht aufgefallen, dass ich gelähmt bin. Ich fahre mit meinem Rollstuhl zu ihm. Dann versteht er.
„Das ist ärgerlich“, sagt er etwas ruhiger.

Der Mann ist nur etwa 1 Meter 70 groß. Dafür sieht er aber unheimlich stark aus. Viel Erfahrung hat er wohl nicht. Und er ist nicht gerade der typische Pfleger. Trotzdem gefällt er mir. Er sagt, was er denkt. Und er denkt nicht darüber nach, was ich von ihm hören will. Er ist einfach sich selbst.
Morgen soll er wiederkommen. Dann kann er meinetwegen die Unterschrift bekommen.

Der Mann heißt Abdel. Am nächsten Tag ist er tatsächlich da. Meine Haushälterin zeigt ihm das Haus. Sie erklärt ihm, wie mein Tag aussieht. Ich habe schon lange entschieden, dass ich ihn als Pfleger will. Auch wenn andere Leute mich für verrückt erklären werden.

„Können Sie arbeiten? Pünktlich sein? Sind Sie zuverlässig?“, frage ich ihn.

„Haha. Sie haben Humor!“, antwortet Abdel.

Ich ärgere ihn ein bisschen: „Ich wette, dass Sie es keine zwei Wochen aushalten.“

Das lässt sich Abdel nicht gefallen. Dazu ist er zu stolz. Er will mir beweisen, dass er arbeiten kann. Also zieht Abdel ins Studio im obersten Stock. Ich bezahle ihn gut. Er bekommt Essen. Seine Wäsche wird gewaschen. Dafür ist er immer für mich da.

Morgens

Ich wache auf. Es ist ein Morgen wie jeder andere. Neben meinem Bett hängt ein Beutel. Darin wird mein Urin aufgefangen. Durch meine Lähmung kann ich nicht auf die Toilette gehen. Nach dem Urinbeutel muss mein Darm geleert werden. Denn durch die Lähmung geht das nicht von alleine.

Für mich ist es nichts Neues. Doch Abdel weigert sich erst.

„Den Darm leeren? Niemals! Das mache ich nicht!“, sagt er wütend.

„Wie können Sie so etwas von mir verlangen?“

Irgendwann überwindet er sich. Es muss eben sein.

Danach duscht er mich. Auf dem Duschsitz werde ich fast ohnmächtig. Ich kenne das schon. Mein Kreislauf macht nicht mit. Mir wird schwarz vor Augen. Ich höre nichts. Ich spüre nichts. Nur einen kleinen Luftzug. Mein Kopf kippt nach vorne.

Dann höre ich endlich das Rauschen der Dusche. Spüre das Wasser im Gesicht. Da bin ich wieder.

Abdel beugt sich nach vorn. Sein Kopf berührt meinen Brustkorb. Er presst seine Knie gegen meine und legt seine starken Arme um mich. Er lehnt sich nach hinten und hebt mich hoch.

Wir spiegeln uns in der Fensterscheibe. Ich sehe mich von hinten. Es sieht so aus, als ob ich stehe. Früher war ich ein schöner Mann. Davon ist jetzt nicht mehr viel übrig.

Beim Hochheben fließt mein Blut in die Beine, weg vom Kopf. Ich werde wieder fast ohnmächtig. Abdel legt mich aufs Bett.